

Laura Lichtblau
Schwarzpulver

Unkorrigierter Umbruch | © Verlag C.H.Beck

Unkorrigierter Umbruch | © Verlag C.H.Beck

Laura Lichtblau

Schwarzpulver

Roman

C.H.Beck

1. Auflage. 2020
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
www.chbeck.de
Satz: Gesetzt aus der Joanna MT im Verlag
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Collage mit Motiven von © Getty Images,
Busà Photography, Shutterstock sowie aus dem Archiv der Autorin
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 75556 9



klimateutral produziert
www.ch.beck.de/nachhaltig

Unkorrigierter Umbruch | © Verlag C.H.Beck

Burschi

Die Wintersonne kippt ihr helles Licht über den Garten und alles gleißt auf; die Regentonne, die Schubkarre ganz hinten in der Ecke, die Rosenkugeln, die aus den Beeten ragen wie leuchtend bunte Kinderköpfe.

Ich trete eine Spur in den Schneeharsch und hole so das Haus an die Straße heran. Es duckt sich hinter den Platanen und Kiefern in die Eiskälte, hinein in eine Vergangenheit. Der Keller reicht weit hinunter in die Erde, der Dachfirst ragt himmelhoch auf, Er kratzt am Firmament, hat die Traudl gesagt und damit ganz gewaltig übertrieben.

Die Tür ist massiv, ich drücke sie mit beiden Händen auf. Auf dem ausgetretenen Kelimteppich im Flur liegt ein sehr kleines Heft, ich hebe es auf, da zerfällt es mir beinahe beim Blättern. Es ist ein alter Bauernkalender, vierfarbig koloriert; das Burgunderrot fließt über die Ränder der schwarz gedruckten Linien, das Tanngrün, das Karottenrot ist viel zu groß für die Symbole. Die Monde, Ähren, Heiligen im Anschnitt. Vermutlich hat die Traudl etwas vorgehabt, einen Budenzauber sondergleichen. Also stecke ich den Kalender ein und steige dann so leise wie möglich die Treppe hinauf, hinein in einen Stillstand. Die Reisefotografien klettern die Wände entlang wie wilder Wein,

Unkorrigierter Umbruch | © Verlag C.H.Beck

Schwarz-Weiß-Aufnahmen von sonnenbeschienenen Tankstellen, die Traudl, die an einem Arm über einem Gebirgsbach baumelt, der Johann, wie er ein kleines, haariges Schwein küsst, Aquarelle, Tonmasken, Gebirgsketten als ein exaktes Panorama, mit schwarzem Fineliner gezeichnet.

Wenn ich meinen Mitbewohnerinnen erzähle, was ich hier mache, dann ziehen sie fast immer eine schräge Miene. Ich sage, *Ich bin die Gesellschafterin von Herrn und Frau März*, wie soll ich es auch anders nennen? Ich lese ihnen vor. Ich erzähle ihnen, was draußen vor sich geht, Prügeleien und andere Vorkommnisse, von der Dame im Pelzmantel, die den Obdachlosen bei der Ticketkontrolle in der Bahn zu sich zischt und die schützende Haube ihrer Monatskarte über ihn zieht, ihn rettet. Ich gieße die Pflanzen, die aus jeder Ecke ragen, sich an den Wänden entlangranken, die fadendünnen Fangarme nach dem nächsten Halt ausstrecken und so den Putz mit grünen Ornamenten überziehen; der Wintergarten ist ein anarchisches Gewächshaus geworden, in dem sich die Gurkenpflanzen und Myrtensträucher ineinander verworren und verknotet haben, sich umeinander winden, Hibiskus mit den Pfefferpflanzen Symbiosen eingeht, Korallenwein und Hanfpalmen sich gegenseitig beinahe verschlingen. Hier ist das Licht ganz brüchig, grün, wie sehr tief unter Wasser; es zerteilt den Raum in zerbrechliche Fragmente. So wie im Wintergarten hat es früher gerochen, wenn meine Mutter die Heukissen für die Feriengäste vorbereitet hat, und manchmal kriege ich ein damisches Heimweh von dem grünen Duft.

Die meiste Zeit über schleppe ich Erinnerungsstücke zu Frau März. Sie beseht den Zustand der Wüstenrose, der Tischtenniskellen, des aus Holz geschnitzten husarischen Reiters. Wenn Frau März mir einen Suchauftrag gibt, verlasse ich mich ganz auf mein Gespür, auf das leichte Stolpern irgendwo in

mir; dann drücke ich die Klinke auf zu einem der Zimmer, in denen es staubt und flüstert. Zum Affenzimmer, dem Eieruhrensalon, der Streichholzschachtelkammer. Oh, Herr und Frau März waren sehr, sehr große Sammler. Nun geht Frau März nicht mehr. Und Herr März spricht nicht mehr. Und beide liegen in einem großen Zimmer, atmen sich gegenseitig die Luft weg und die Schimmelsporen und sterben nicht. Ihr Neffe Ludwig wird langsam sehr unruhig, *Das ist tatsächlich bares Geld!*, hat er einmal zu mir gesagt, als ich ganz frisch für ihn gearbeitet habe und er einen langen und viel zu ehrlichen Tag hatte. Denn das Haus ist schon verkauft, so gut wie, der Interessent rechnet damit, es innerhalb der nächsten zwei Jahre abreißen oder beziehen zu können, *Und das, was Traudl und Johann da noch treiben, das ist doch sowieso kein Leben mehr*, hat der Ludwig mir noch ehrlicher gesagt. *Das ist das Vegetieren eines Lauchs und einer Frühlingszwiebel*, höchstens. Aber woher soll er wissen, wie viel noch los ist in Traudls Kopf und auch in dem vom Johann; ganz sicher ist es noch genug, um sich im Leben zu verhaken. Manchmal steigt Frau März doch aus ihrem Bett. Sie schlägt die steife Decke beiseite und macht sich selbst auf die Suche nach dem gewünschten Objekt, aber sie findet es nicht, nie, findet den Weg nicht zurück, oder nur selten. Sie mottet sich ein in einer Kammer, liegt da und hofft eine gute Weile, dass jemand sie entdeckt. Dass es der Johann ist, das ist die eigentliche Hoffnung. Aber er kann nicht, und meistens bin ich es, die die Traudl findet, oder der Pfleger. Manchmal ist sie dann in einem schlechten Zustand, mürrisch, verkühlt, ich führe sie zurück in ihr Zimmer und sie schüttelt den Kopf, über sich selbst und die misslungene Rettung durch den Johann, der seelenruhig in seinem Bett liegt, den Blick zur Decke gewandt und den Schlafanzug halb aufgeknöpft. Von ihren Strapazen hat er keine Ahnung. Und

Frau März knöpft ihm den Schlafanzug wieder zu, vielleicht ein wenig gröber als nötig. Dann legt sie sich in ihr Bett, sie sieht mich an und sagt etwas wie, *Ich wusste doch, dass manche Leute nichts vom Schwinghangeln verstehen.* Frau März hat klare und unklare Momente, sie weiß, dass sie nur mehr ein wohlgeleitener Gast in ihrem eigenen Haus ist. *Ein saublödes Gefühl,* hat sie mir irgendwann gesagt, als sie gerade echten Durchblick hatte.

Und jetzt stehe ich wieder vor ihrem Zimmer, ich öffne die Tür, ganz leise, und sehe den Johann im Bett liegen, er atmet mühsam und schwer, drückt einen kleinen Beutel mit roten Troddeln an seine Brust und seine Augenlider wehen auf, wehen ab. *Hallo Johann, sage ich und schau zur Frau März, die hockt auf einer Fensterbank und sieht raus ins Freie.* Die krumme Wirbelsäule zeichnet sich unter dem Stoff ihres Pyjamas ab, kleine knochige Höcker in einem Meer aus Stoff. Frau März wirkt konzentriert, als versuche sie, mit ihrem Blick etwas einzufangen, das durch den kalten Garten springt. Die Sonne scheint in ihren Schoß, ich leg den Bauernkalender sachte auf ihr Knie. Um 12 Uhr sieht man in den Himmel hinein. *Da sind die Geister auf der Umfuhr,* sagt sie. *Wer einen Sautrog ums Haus zieht, dem erscheint der Teufel.* Dann kann er ihn fragen, *wo der Schatz liegt.* Leise gehe ich aus dem Zimmer, Frau März spricht weiter, ihre Stimme klingt dringlich. Und dann beginne ich mit dem hinterrücks Teil meiner Arbeit, ich sammle Dinge ein, die ich gebrauchen kann, denn es ist so: *Ich verkaufe Stück für Stück ihren Hausstand. Die Alten kriegen doch eh nichts mehr mit, hat Ludwig mir gut zugeredet, als ich ihn misstrauisch angesehen habe, Du hilfst ihnen und mir, das Haus zu entrümpeln, ein gutes Gefühl, ein freier Geist und Kohle – win-win, verstehst du?* Es ist eine Abmachung, und ich nutze sie, beinahe jedes Mal sammle ich etwas ein, aber es scheint mir manchmal so, als brächte ich dadurch

das Leben der Märzens ins Wanken. Als zöge ich vielleicht einmal aus Versehen das entscheidende Steinchen aus dem schlindernden Konstrukt, sodass alles in sich zusammenfällt, der letzte Rest, der allerletzte Rahmen. Als hielte es nicht mehr, wenn zum Beispiel die kleinen Messingfische fehlen, Wanderschmuck für die Küche, von Grünspan überzogen. Aber ich mache es trotzdem. Ich habe einen kleinen Internethandel ins Leben gerufen, das Geschäft floriert, weil die Kundinnen und Kunden die Patina mögen, den dunklen Geruch, der den Dingen anhaftet. Und der Handel treibt bunte Blüten auf meinem Konto, nur leider nie üppig genug: Sie verblühen schnell wie Pechnelken.

Ehe ich gehe, schaue ich noch mal nach Frau März. Nach der Traudl. Der Name will mir nicht so richtig aus dem Mund, er ist mir unangenehm wie eine Umarmung im Schlafanzug mit einer Fremden. Frau März steht jetzt am Fenster und schreibt sich eine Notiz auf den Arm, sie macht das schon recht lange so, *Denn alles andere verliere ich ja doch,* sagt sie. Frau März lässt den Arm sinken. Ich gehe auf sie zu und lese das Wort *Wilde Jagd* auf ihrer trockenen Haut, die blauen Buchstaben sind groß und locker wie ein Fußschlenkern.

Servus, Traudl, sage ich. Sie dreht sich um und sagt dann, Grüß dich, Burschi. Elisa nennt sie mich nie.

Charlie

Charlotte sagt, in ihrem Kopf werde ich immer gleich alt sein.
Und ich weiß nur

eins, ich will raus aus diesem Kopf, denn die Aussicht hier drin ist gar nicht gut, zu viel Angst, zu viel rotes Haar in der Sicht, keine frische Luft, nie. Heute ist zum Beispiel der zweite Weihnachtsfeiertag, also gehen wir essen ins *Lon Men*, wir sind dort ohnehin jede Woche, es hat sich bewährt. Früher dachte ich, dass ich so etwas mit neunzehn längst schon nicht mehr machen würde, aber da dachte ich auch, wenn ich volljährig bin, ein ausgewachsener Mann und so weiter, da wohn ich längst in einer anderen Wohnung, in einem anderen Kiez, vielleicht sogar in einer anderen Klimazone, nix war's, wir hocken immer noch beide in der Waldkrugallee 23, keine Änderung in Sicht.

Weil Charlotte morgen schon im Morgengrauen einen Flieger besteigen muss, um über fette Wolken hinweg nach Wien zu entschweben und da einen Vortrag zum Thema *Sicherheit in Straßenbahnen* zu halten, treffen wir uns heute recht früh. Die große Frage ist, in welcher Verfassung sie gleich sein wird, ob sie mein Geschenk gut fand: ein Gutschein für eine Yogastunde. Die Beschreibung klang fragwürdig, aber alle anderen Kurse waren bereits ausgebucht, *Ich bin eine Frau. Inspiriert, göttlich &*

unbezwingbar, so stand es da, hoffentlich schreckt sie das nicht ab. Wahrscheinlich ist sie nur hingegangen, um mich nicht zu verletzen, gut vorbereitet in einem fliederfarbenen Zweiteiler.

Ich ziehe die Schublade meines Naturholzschranks auf und merke, dass sie mir schon wieder zwei neue Wollpullover hineingelegt hat, noch mit Preisschild, und auch einen Stapel Unterhosen in verschiedenen gediegenen Tönen, unkommentierte Eindringlinge in meiner Garderobe. Ich sehe hinaus auf das verschneite Rosenbeet des Nachbarn, ich sehe hinüber zur Nachbarin, die hinter der Milchglasscheibe unsichtbare Gegner k.o. boxt, und kriege Lust, das Gleiche mit meiner Mutter zu tun. Dann greife ich nach einem der Pullover. Charlotte meint es nur gut, Rituale sind ihr wichtig, sie geben ihr Halt und sollen auch mir, sagt sie, das Gefühl von Geborgenheit vermitteln. Wir haben viele Rituale, die stapeln sich langsam so hoch wie die Pfandflaschen unter der Spüle, und keiner bringt sie weg.

Wenn wir zum großen All-You-Can-Eat-Abend ins *Lon Men* gehen, treffen wir uns grundsätzlich zeitig, wir wissen, wenn wir früh da sind, können wir neben dem Büfett sitzen, was einige Vorteile hat, besserer Überblick, kürzere Wege, wenn wir früh da sind, duften die Gerichte in den großen Blechbottichen noch ganz taufrisch. *Die Gäste machen sich über das Büfett her wie die Tiere*, findet Charlotte außerdem. Wenn sie dabei zusehen muss, vergeht ihr jeglicher Appetit, also sind wir früher da als die anderen – wer isst schon um 17 Uhr zu Abend? Wir. Charlotte hat ein Lieblingsbild von mir, darauf bin ich vier und stehe auf der Sommerterrasse des *Lon Men*. Ich trage ein blaues Kleid, sie hat mir mein Haar gestriegelt und mich vorher ordentlich in die Wangen gekniffen, damit sie noch rosiger leuchten, ich sehe aus wie ein Mädchen und über mir bauscht sich die orangefarbene Markise im warmen Sommerwind. Ich halte ein großes

Softis in der Hand, ich sehe glücklich aus und scheine keine Ahnung zu haben, dass Charlotte mich an diesem Nachmittag bei allen als Mädchen ausgibt. Bei jeder Familienfeier holt sie das Bild raus und zeigt es rum, sie lacht, alle lachen und sagen, *Charlie wäre so ein niedliches Mädchen geworden!* Und die Chefin des Restaurants, Frau Zhou, nennt mich deswegen heute noch zärtlich *Xiǎo gū niáng*, das heißt so viel wie *kleines Fräulein*, ich weiß auch nicht, was ich davon halten soll.

Letztes Jahr zum Geburtstag war auch Tante Liese da, samt Onkel Gabriel natürlich, und als Charlotte aufgesprungen ist, um das Foto wieder einmal zu holen, habe ich ihr nachgerufen, ob sie denn nichts anderes zu tun hätte, als mich zu blamieren, ob das wirklich der einzige verdammte Spaß in ihrem traurigen Beamtenleben sei. Ich bin sehr laut geworden und außerdem ungerecht, als Präzisionsschützin führt sie ja nicht gerade ein eintöniges Leben, auch wenn sie mir oft genug erzählt hat, wie monoton das stundenlange Observieren der Plätze und Einkaufspassagen sein kann, wenn einfach nichts und nichts passiert. Und Charlotte war sehr still, als sie dann doch ohne Foto zurückkam, und es sah aus, als hätten ihre Locken jegliche Standkraft verloren, sie hingen ihr wie kümmerliche Luftschlangen ums Gesicht, ein trauriger Anblick war das, und ich hatte sofort ein extraordinär schlechtes Gewissen. Charlotte hat mit papierdünner Stimme gefragt, ob noch jemand zuckerfreien Pflaumenkuchen will, und niemand wollte. Onkel Gabriel hat rasch einen Witz zum Besten gegeben, *Treffen sich zwei Jäger im Wald, beide tot*, keiner hat gelacht. Später hat Charlotte geweint, und Tante Liese hat sie ein wenig unbeholfen in den runden, schweren Armen gehalten und sie an ihr mit silbernem Efeu bedrucktes T-Shirt gepresst, *Das meint doch der Junge nicht so*, hat sie gesagt, aber ich habe es so gemeint, wie denn sonst? Ich weiß

nicht, ob Charlotte lieber ein Mädchen gehabt hätte und auch nicht, warum sie mir diesen Spitznamen gegeben hat, Charlie, Charlotte, vielleicht ist es echt besser, nicht zu viel darüber nachzudenken. Der Stand der Dinge ist jedenfalls der: Ich wohne zu Hause, ich mache ein Praktikum bei einem Musiklabel, Charlotte und ich halten eine Art Burgfrieden, unsere Wohnung hat drei Zimmer, und unser Pfefferstreuer ist geformt wie ein Gorilla. Wenn einer von uns zu viel bekommt, geht er auf den Balkon mit dem Glasvorbau und schreit in einen leeren Blumentopf hinein.

Aber wenn sie morgen ihren Plastikrollkoffer zugeklappt und sich die Fellmütze übergestülpt hat, die Fellmütze, die sie trägt und für die ich mich schäme, weil alle Leute vom Musiklabel das ganz unmöglich fänden, und weil ich mich sowieso für vieles schäme, für Dinge, die sie tut, für Dinge, die ich tue; wenn jedenfalls die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen ist und ein erfrischender Luftzug von der Straße durchs Treppenhaus und durch den Briefschlitz geweht ist, dann werde ich erst einmal sehr laut die neue Single von Kraftausdruck aufdrehen und mitschreien, jede Zeile, *Es ist doch sowieso / nichts schmutziger als Money / drum klapp ich mir den Kragen hoch und zieh ne Line mit Ronny*. Und dann kaufe ich der Frau aus dem Internet ihr Straßenumusikerequipment ab, wir haben einen Deal gemacht, und ich weiß nicht genau, was zu dem Set gehört, aber ganz sicher ein Mikro, und ich hoffe, dieser erste Schritt löst dann eine Kettenreaktion extraordinärer, unerhörter Ereignisse aus, Berühmtheit zum Beispiel, einen Auszug von daheim, halt irgendetwas in der Art.

Charlotte

Ich liege auf einer Gummimatte. Sie klebt. Es riecht nach Weihrauch. Neben mir dehnt eine Frau ihre Hüfte, sie kugelt zur Seite, sie stöhnt. Es läuft sanfte Musik, Glöckchen, Sitar, aber

ich fühle mich nicht sanft. Die Menschen legen ihre Matten so sachte auf den Boden, als wären sie in Gefahr. Das sind sie aber nicht. Sie legen ihre Korkblöcke ab und ihre Gurte und Wasserflaschen, und wenn jemand auch nur Anstalten macht, nach einem Platz für seine Matte Ausschau zu halten, rücken alle augenblicklich beflissen zur Seite und nehmen ihn auf in ihren Kreis. Ich ahne, dass es eine einigermaßen dumme Idee war, hierherzukommen. Ich hätte eine leichte Beschädigung meiner Beziehung zu Charlie in Kauf nehmen müssen, ihm diplomatisch, aber entschieden sagen sollen, dass das hier gar nichts für mich ist, sondern für Himbeerbubis, schlimme Nulpen. Aber jetzt ist es zu spät.

Hier hinten in der Ecke ist es dämmrig, und ich schließe meine Augen. Ich bemühe mich um eine tiefe, geräuschlastige Atmung und einen klaren, einladenden Kopf. Aber die Füße der anderen patschen um meinen Schädel herum, die Haken klirren, krachen zu Boden, ich kann riechen, wer welches Deodorant trägt und wer die Haare nicht gewaschen hat. Irgendwann lie-

gen endlich alle, platt wie Fludern. Wir schnaufen brav. Wir schweigen still. Wir schnaufen so lange, bis unser Lehrer vorne sagt, *Ich begrüße euch, alle zusammen, prima, dass ihr euch entschieden habt, heute eure ewige Strahlkraft zu wecken, eurer urweiblichen Seite mit Liebe und Achtsamkeit zu begegnen.*

Ich nicke mir selbst zu und beglückwünsche mich, auch wenn der Kurs eine Zumutung zu sein scheint. Da liege ich also dicht an dicht mit dreißig anderen Städtern, ich kenne sie nicht, und ich atme. Atme tiefer. Alle anderen setzen sich auf. Ich bleibe liegen, und ich habe Hunger, hoffentlich ist das nicht problematisch. Der Lehrer sagt, *Ich will euch kennenlernen. Ich will niemanden kennenlernen, und ich will auch nicht kennengelernt werden. Wenn die anderen wüssten, womit ich meinen Tag verbracht habe, hätten sie auch keine Lust mehr darauf, garantiert.*

Die Frau hinter mir weint. Jetzt schon? Ich setze mich auf, drehe mich um und schaue sie so kalt und strafend an, wie ich nur kann. *Reiß dich zusammen, sagt ihr mein Blick, und ich weiß, der kann Leute einschüchtern und zum Weinen bringen. Selbst meine Kameraden.*

Erst jetzt sehe ich, wie der Lehrer tatsächlich aussieht. Er ist ein großer, zäher, braun gebrannter Hering voller Muskeln. Die Augen hat er schwarz umrandet. Er trägt ein Oberteil mit dünnen Trägern und einen weißen Turban. Ich nicht. Eine Frau in der ersten Reihe schon. Ihre Nachbarin meldet sich, sie sagt, *Ich lag gestern auf dem Bett, ich habe an die Decke gesehen, da wo die Spinnweben wachsen und der Schimmel manchmal blüht, und auf einmal wuchsen mir Spiralen aus der Stirn, sie schwebten nach oben und glänzten in vielen Farben. Sie dreht sich zu uns um, zuckt mit den Schultern. So war es wirklich.*

Der Lehrer klatscht in die Hände. *Ich danke dir, sagt er, dass du*

diese Erfahrung mit uns geteilt hast. Du hattest eine Vision, und das ist ganz unglaublich.

Die Frau hinter mir schluchzt auf. Wann machen wir endlich Sport? Viele andere erzählen ebenfalls von sich. Eine Teilnehmerin sagt, dass sie gestern Abend nicht mehr aufhören konnte zu weinen. Nicht, als sie in der Kletterhalle an bunten Plastikblöcken hängend eine Wand hinaufgeklettert ist. Nicht, als sie eine Dokumentation über einen Walnussverkäufer im Libanon angesehen hat, dessen größter Wunsch eine vegane Hochzeit war. Nicht, als sie ihrem Sohn einen Gutenachtkuss gegeben hat. Ihr Sohn hat sie angstvoll angesehen, da musste sie noch mehr weinen. Und ich werde ungeduldig. Vor Ungeduld habe ich begonnen, sehr schnell und viel zu atmen. Das merke ich erst, als mir schwindlig wird. An einem leichten Gefühl der Taubheit in den Armen. Aber ich fokussiere mich, so gut ich kann. Ich halte mir meine Wünsche vor Augen. Biss für die Reise. Kraft. Immerhin präsentiere ich ein radikales und konsequent bis zum bitteren Ende durchdachtes Sicherheitskonzept und werde das Publikum bestimmt erschüttern. Ich rechne mit heftigen Reaktionen. Ich mache es mir nicht leicht.

Lasst uns im Sitzen beginnen, sagt der Lehrer. Wir rudern mit den Armen, wir schnaufen, wir boxen die Luft, wir halten absurde Stellungen neun Minuten lang und singen dabei wirres Zeug. Zwischendurch ruft der Lehrer etwas wie *Ihr seid nah dran, so nah, so nah!* – *Woran denn bloß?*, frage ich meine Nachbarin pfiffig, doch die schaut nur ganz angestrengt nach vorne.

Wir springen mit ausgestreckten Armen in die Höhe, wir federn in den Knien und schlagen dreimal rhythmisch auf den Boden, wir schreien *har, har, har*, und *hari*, wenn wir wieder in die Luft springen. Der Lehrer sagt, *Lasst es raus, lasst es hinter euch, lasst es endlich los!* Ein paar Menschen stöhnen. Ich finde Loslassen

keineswegs zielführend, wenn es Kontrollverlust bedeutet. Für eine Präzisionsschützin kann es nichts Schlimmeres geben. Ich stelle mir vor, wie ich auf dem Hoteldach stehe und die Kontrolle verliere, wie ich unkontrolliert in die falsche Richtung ballere, aufs falsche Weichziel, in falsche Körperteile, ich federe mit den Knien, und als ich *hari* schreie, hoffe ich tatsächlich, dass ich die Bilder wegschreien kann, aber es geht nicht. Bei jedem Atemzug beobachte ich mich erneut dabei, wie ich einen weiteren und ganz unverzeihlichen Fehler begehe.

Später sollen wir noch laufen wie Elefanten. Wir sollen mit durchgestreckten Beinen unsere Fußknöchel greifen und durch den Raum trampeln. Für so etwas zahlen die Leute hier Geld, das ist doch nicht zu fassen! Ich sehe fast nichts, nur Gummimatten, Parkettboden, verschwitzte Füße. Die Luft ist dick. Mehrfach rempeln Leute mich an, einmal verbrenne ich mich beinahe an dem bauchigen Metallofen in der Ecke. In ihm brennt ein gelbes Feuer, das sehe ich durch das Fenster und frage mich wirklich, wie es um den Brandschutz steht und ob ich diesen Laden vielleicht melden sollte. Danach sitzen wir vollkommen erschossen auf unseren Matten und sollen in unser drittes Auge atmen.

Vorn hat eine Frau ihr T-Shirt ausgezogen, sie sitzt im roten Büstenhalter vor dem Lehrer und heult ihn an, völlig enthemmt. Onkel Gabriel würde es hier ganz, ganz schlecht ertragen, das steht fest. *Ich habe etwas sehr Besonderes mit euch vor*, sagt jetzt der Lehrer. *Das ist nur möglich, weil wir mehr als zwölf Personen sind.* Wir sollen einen Kreis bilden und uns an den Händen nehmen. Der Lehrer sagt, dass die Rauhnächte eine besondere Zeit sind. Und die Rauhnächte sind jetzt, und sie sind, angeblich, undurchschaubar. *Während der Rauhnächte klopfen die Geister am Diesseits an*, sagt der Lehrer, *sie schweben über unseren Straßen.* In dieser

Zeit ist alles wandelbar. Nutzt ihre Energie. Er zündet ein Stück Holz an, es muss ein spezielles sein, denn ich fühle mich noch wirrer als zuvor. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass der Lehrer immer weiter von den Rauh Nächten erzählt. Die Frau neben mir greift meine Hand so fest, als hätte sie das Recht dazu. Ich sehe, wie der Lehrer eine weinende Kursteilnehmerin umarmt, und ich denke noch, dass es mit dieser verpäpelten Gesellschaft gewiss ein böses Ende nehmen wird. Und dann kippe ich einfach um.

Charlie

Ich sitze im China-Restaurant. Mit meiner Mutter. In mir

wirbelt es nur so herum und schon bin ich in der nächsten Nummer, der nächsten Kopfnummer, dabei redet Charlotte immer weiter auf mich ein, unaufhörlich, aber ich höre nicht mehr zu, und ich lasse die Goldfische und Kampffischmännchen und Zwergsaugwelse um ihren Kopf herumschwimmen, ich stelle mir vor, wie sie zum einen Ohr von Charlotte hineinschwimmen und dann durch das Labyrinth ihres Kopfes hindurchpaddeln, sie schlagen Loopings durch Charlottes verquere Gedanken, sie bleiben in den von ihren Sorgen zugeschütteten Gehirngängen stecken, sie schauen sich ihre aktuellen Ängste an, die da in allen Farben leuchten, sie lassen sich verschrecken, lassen sich verwundern, dann schwimmen sie zum anderen Ohr wieder hinaus. Und während ich mich so mit den Fischen treiben lasse, brandet Charlottes Stimme wie aus weiter Ferne in mein Ohr, *Wenn du wüsstest, was ich weiß, dann hättest du dich von den Rap-Chaoten ferngehalten, das ist kein seriöses Umfeld für ein Praktikum. Ich sage, Das sind keine Chaoten, ihr Label läuft gut, ich lerne viel bei ihnen, über Business, über Musik, dann höre ich wieder weg und beiße in den knochenweißen Krabbenchip, der kracht im Mund wie gecrushtes Eis und löst sich auf wie eine Ahnung, gutes*

Zeug. Auf meinem Teller sind noch mindestens zehn Stück, Charlotte trinkt gerade mindestens das vierte Glas Wein, sie sagt, dass sie das jetzt sehr dringend braucht, dass sie beim Yoga doch tatsächlich ohnmächtig geworden ist und da doch alle irre waren, dass sie froh ist, dass sie nie wieder hinmuss und es sehr übergreifig fand, dass der Lehrer ihr die Füße geknetet und gewalkt hat wie Mürbeteig und nicht von ihrer Seite gewichen ist, bis sie wieder aufstehen konnte. Ich habe natürlich ein extraordinär schlechtes Gewissen, aber zu spät, und der Plan, das Studio zu verklagen, hat meine Mutter immerhin vitalisiert, das ist doch besser als nichts. Charlotte gabelt den Bambus von ihrem Teller, hier wird er noch in Streifen geschnitten und kommt frisch aus der Dose, es ist der dritte Teller, den sie sich vom Vorspeisenbuffet geholt hat. Und ich habe Kopfohrwürmer, Satzohrwürmer, die müsste ich jetzt direkt auf die Serviette kritzeln, aber dann würde ich sie dem Scheinwerferblick von Charlotte preisgeben, also speichere ich sie gedanklich ab und hebe sie auf, für später. Außerdem muss ich mich jetzt um sie kümmern, tatsächlich mache ich mir Sorgen; es ist sicher nicht gut, dass ihr das heute passiert ist, so kurz vor ihrer Reise. Aber meine Satzohrwürmer lassen sich nicht verstauen, sie knallen mir von innen gegens Trommelfell, und wenn das so weitergeht, dann beginne ich hier im *Lon Men* zu rappen, vor all den brummen- den Senioren und all den Großfamilien in schimmerndem Nylonweiß. Die flitzenden Kellnerinnen mit den Schmetterlings-Haarspangen würden lachen und nicht hellauf begeistert sein; die Chefin wäre gerührt und sie würde mir über den Scheitel streicheln, *Xiǎo gū niáng, Xiǎo gū niáng*, und das kann ich jetzt wirklich nicht gebrauchen.

Charlotte redet weiter, sie sagt, *Observation des Anita-Augspurg-Platzes*, da hör ich wieder hin, sie sagt, *Hoteldach des Best Eastern*,

sie sagt, *Die Schichten starten gleich nach dem Kongress*, und in mir klappen die Klappen zu, machen dicht, denn am Anita-Augspurg-Platz, da mache ich mein Praktikum, welches Hotel sie meint, weiß ich auch, es ist ein bleistiftgrauer Neunzigerjahre-Kasten mit Rußspuren auf der Fassade und einem Schild neben dem Eingang, auf dem *Input* steht anstatt *Entrance*. Die blaue Leuchtschrift leuchtet auch nur noch sehr selten und meine Chefs Ante und Alf reißen immer Gags darüber, dass sie dort mal eine Nacht verbringen wollen, vielleicht zum Jahrestag des Labels.

Warum denn gerade da, frage ich, ist das Zufall? Kommst du deshalb, weil ich da Praktikum mache, Charlotte? – Nein, Charlie, Quatsch, also du hast Ideen ... Es gibt da neue Beschlüsse ... Da rausche ich schon wieder davon, rausche in meinen nächsten Film, der in dem Gemälde spielt, das über Charlotte hängt und einen glänzenden Wasserfall zeigt, der in ein Tal kippt und prasselt und aussieht, als flösse er wirklich, *Special Effects*. Und ich rausche auf einem Gummireifen in die Schlucht, während über mir die Kraniche gen Himmel steigen, in die violetten Wolken hinein. Wenn Charlotte doziert, dann steige ich immer aus, und außerdem: Sie würde mir ja sowieso nie sagen, wenn sie sich absichtlich an den Anita-Augspurg-Platz hätte versetzen lassen, nur um in meiner Nähe zu sein, nur um das Areal zu schützen, in dem ich arbeite. Sie würde tausend Gründe finden, logische, pragmatische, sie würde mir hochelegant ausweichen, wie immer. Charlotte misstraut meinen Chefs, die mich für sich arbeiten lassen, ohne zu zahlen, ich verstehe meine Mutter, ich verstehe auch die Chefs, *So ist das nun mal heutzutage*, Charlotte, habe ich ihr gesagt, und der Lohn für das unbezahlte Praktikum sind eben Erfahrung und Kontakte und das Gefühl, zu etwas Großem beizutragen, das Herzblut sprudelt und spritzt nur so aus all den

Projekten, den Videos, die Alf und Ante für Soziodilemma und Hurengott produzieren, den Songs, die sie schreiben, aus ihrem Einsatz für die Welt, für eine bessere Welt. *Der eine kiffst doch*, sagt Charlotte. Was soll ich sagen. Ich verabschiede mich von meinem Wasserfall, lasse die Luft aus meinem Gummireifen, es hilft ja nichts, Charlotte hat den kräutrigen Grasgeruch in meinem Haar gerochen, als ich ihr ihre tägliche Misteldosis in die Bauchdecke injiziert habe, was half es da, da habe ich eben gesagt, dass Fidan Tüten raucht, aber nicht, wie viele, nämlich jeden Tag fünf Stück, zu jedem Tagesabschnitt eine und dann noch eine für den Heimweg. *Fidan arbeitet aber nicht direkt beim Label*, sage ich jetzt, *er ist ein Freund des Hauses* und illustriert die Plattencover, mach dir da keine Gedanken. Das Kiffen schadet ihm gar nicht, er bekommt dadurch nur rote Augen und einen Spieltrieb. Charlotte zieht ihre orangefarbenen Augenbrauenstriche zusammen und greift nach der Teekanne, und während die jadefarbene Flüssigkeit höher und höher steigt in ihrer Tasse, sagt sie, *Wie, Spieltrieb, das klingt, als hätte er seine Impulse nicht im Griff*, ich lache und sage, *Nee, das heißt doch nur, dass er Alf boxt oder mit Ante tanzt oder mich Charlie Manson nennt, das ist gar nicht schlimm*. Charlotte atmet tief durch, *Bist du dir sicher, dass du ohne mich zurechtkommst, wenn ich in Wien bin, kleine Milchtüte?* (so nennt sie mich manchmal, ich hätte die Form einer Milchtüte, sagt sie, besonders mein Schatten), und ich schreie Ja!, weil sie auf keinen, auf gar gar keinen Fall hierbleiben soll, ein Stück Koriander fliegt mir aus dem Mund, ihr vor den Teller, die Kellnerin kommt, sie lächelt und räumt die fünf Porzellantellerchen ab, die sich zwischen uns stapeln, wenn Charlotte und ich zum All-You-Can-Eat-Büfett gehen, dann hauen wir immer richtig rein, ja, wir langen zu, als gäbe es kein Morgen. Wegen der Tellerstapel geniere ich mich immer ein bisschen vor der Kellnerin, aber Charlotte nicht, Charlotte

findet: *Dafür haben wir doch unsere elf Euro bezahlt, oder nicht? Ja, Charlotte, logisch komme ich klar, sage ich jetzt und stehe halb auf, Ich hole mir noch Ente kross, sage ich, brauchst du auch noch was?*, und Charlotte sieht mich unglücklich an und sagt, *Der Graskonsum kann direkt in die Fixerstube führen, glaub ihnen ja nicht, wenn sie sagen: Ist alles halb so wild ...* Während ich mir am Büfett Gemüse mit dicker brauner Soße auf meinen Teller schöpfe und die Ente ertränke und noch ein paar Bambussprossen extra herausangle, denke ich, dass es ja sowieso schon zu spät ist, ich habe schon zwei Feierabendtüten mit Fidan vor der Tür geraucht, aber ich habe nichts gespürt, ich habe bloß so getan, als müsste ich mehr lachen als sonst, ich habe *Gutes Zeug* gesagt und hinterher mit Fidan seinen Spieltrieb weggespielt, und wir sind durchs Atelier gerannt und ich habe die Schreibtischlampe von Ante zu Boden gerissen, das fand er nicht so gut, als Praktikant sollte ich meine Grenzen kennen, ich weiß ja.

Wie machst du das denn mit den Mistelspritzen, wenn du in Wien bist?, frage ich Charlotte dann, als ich zurück am Tisch bin, *Wer setzt sie dir, wenn ich nicht da bin?* – *In Wien brauche ich keine Mistelspritzen*, sagt Charlotte. Das klingt geheimnisvoll, noch mehr, weil jetzt chinesische Lautenmusik gespielt wird, deren Noten vielsagend um uns herschweben, und weil sie hinzufügt, *Du weißt ja, dass du in Wien zur Welt gekommen bist*. Ich sehe sie an und sage, *Charlotte, ich bin noch nicht meschugge, klar weiß ich das, worauf willst du hinaus?*, und sie sagt, *Ich werde Urs treffen und alte Orte aus meiner Vergangenheit aufsuchen*. – *Und Jakob?*, frage ich, *Den natürlich nicht*, sagt sie und schüttelt missvergnügt den Kopf. Auf einmal bin ich furchtbar müde, so furchtbar, furchtbar resigniert, vielleicht liegt das an der krossen Ente, vielleicht an der Musik, die einen automatisch immer tiefer und tiefer in die roten Seidenpolster der Stühle sinken lässt, vielleicht liegt es auch daran,

dass Charlotte ganz selbstverständlich den ehemals besten Freund meines Vaters treffen wird, aber meinen Vater nicht, oder daran, dass ich meinen Vater nicht kenne und vielleicht nie kennenlernen werde, jenen ominösen Kerl, der sein Philosophiestudium völlig abrupt abgebrochen hat, um auf dem Belüftungsschiff MS Habsburg anzuheuern und die Plötze, Barsche und Rapfen im Kanal vor dem Erstickten zu retten. Gleichzeitig hatte er einen Schmelz, der Männer und Frauen gleichermaßen in die Knie gezwungen hat, so geht die Legende, er soll ausgehen haben wie Tazio, Pan, ein griechischer Halbgott in den allerbesten Jahren, und von seinen Kiefermuskeln schwärmt Charlotte noch heute, sogar Tante Liese. Es stand nie zur Debatte, dass sich an der Situation mal was ändert, oder daran, dass ich ihn Jakob nenne und Charlotte auch und niemals Papa oder Vater und dass wir kein weiteres Wort über die Sache verlieren dürfen, weil ich sonst riskiere, dass Charlotte sich eine massive Verstimmung einfängt. Die wiederum würde sie Energie kosten, und die ist allentscheidend für sie und ihren Berufsalltag. Als Präzisionsschützin muss sie ruhig und ausgeglichen sein, stressresistent, belastbar und intelligent, sie hat mir oft genug erzählt, wie sehr man sie hinsichtlich ihrer psychischen Verfassung damals beim Eignungstest in die Mangel genommen hat. Seitdem hat Charlotte dauernd Angst, sie könnte ihre Eignung verlieren, und wenn ich ehrlich sein soll, habe ich sowieso nie kapiert, wie sie diesen Test überhaupt bestanden hat. Aber da sie sozusagen von Anfang an zu den Bürgern für Sicherheit gehört hat, muss sie um ihre Stellung wohl nicht fürchten. Als Charlotte zum ersten Mal bemerkt hat, dass es da ein Problem gibt, also mit der Energie und dem Lebenswillen, hat sie sich umgesehen, sie hat sich schlaugemacht bei allen möglichen Heilern und in der Fachliteratur. Die Heiler haben ver-

schiedene Methoden vorgeschlagen, und meistens kam Charlotte lachend nach Hause, hat sich so fest an ihre blasse Stirn geschlagen, dass die Sommersprossen nur so auf die Dielen gerieselt sind, *Du wirst nicht glauben, Charlie, was der mir wieder andrehen wollte*, hat sie zahllose Male zu mir gesagt. Einer wollte ihr Pflaster auf verschiedene Körperteile kleben, sie lag auf einer sonnenbeschienenen Liege auf grobem Leinwandstoff und konnte das Murmeln des Heilers im Nebenraum hören, er sprach die Informationen auf die Pflaster, drückte sie ihr dann mit warmen Händen auf die Haut und sagte, dass die heilenden Informationen so auf sie übergehen würden, das sei kein Hokuspokus, das sei einfach so, und Charlotte ließ sich in ein warmes Schläfchen hinübergleiten und glaubte daran, und als sie aufwachte und später an der Rezeption der Frau die Krankenkassenskarte reichte, war sie sich wieder ganz sicher, dass das alles nur Bullshit sei, wie sie sehr zornig sagte.

Charlotte ging zu einer anderen Frau, die sie kurz entschlossen mit einem Filzstift bemalte, ihr weißer Pagenkopf roch nach Alter und Grünkohl, Charlotte litt, mit jedem Zeichen mehr, das auf ihre Nase, ihr Schlüsselbein und ihren Knöchel geschrieben wurde, zu Hause schrubbte sie sich fluchend alles mit Kernseife wieder vom Leib, das Symbol im Nacken musste ich wegwischen, es war lila. Charlotte tat mir leid, scheinbar war das mit der Lösung für ihr Problem nicht so einfach, jetzt war sie schon seit Wochen krankgeschrieben, konnte nicht in der Zentrale der Bürger für Sicherheit erscheinen und beim Patrouillieren ihre überschüssige Energie loswerden, und außerdem war sie immer und immer zu Hause, das machte auch mich kirre, bereits nach vier Tagen: Kaum sperrte ich die Tür auf, da lauerte sie schon auf Geschichten von draußen, *Na, wie war's?*, brüllte sie mir aus der Küche zu, in der sie Spinat und Ingwer und an-

deres grüliches Zeug entsaftete, *Erzähl mir alles!*, rief sie, kaum dass ich meine Schultasche abgestellt hatte, aber ich wollte gar nichts erzählen, ich wollte in mein Zimmer und Ideen für Rap-songs aufschreiben. Irgendwann aber stieß Charlotte auf Doktor Husemann, Doktor Husemann erklärte ihr, dass in ihr ein Schmerz säße, der ihr wie ein Parasit die Kraft zum Leben raubte, und Charlotte fand seinen Ansatz plausibel, einen Schmerz hatte sie wirklich in sich, er hieß Jakob und hatte jetzt viele Jahre Zeit gehabt, zu einem gewaltigen, Ehrfurcht gebietenden Mythos zu mutieren, der sich nie wieder erden ließ. Charlotte sah Herrn Doktor Husemann an und sagte Ja, und Herr Doktor Husemann erklärte ihr, dass Parasiten sich am besten mit Parasiten bekämpfen ließen, und da die Mistel in parasitärem Verhältnis zu dem Baum stünde, an dessen Zweigen sie wüchse, sollte sie sich täglich ein Extrakt davon in die Bauchdecke spritzen, wo es dann subkutan seine heilende Wirkung entfalten könne, *Ziemlich logisch*, fand Charlotte, nur, dass sie sich die Spritzen nicht selbst geben könne, davon werde ihr nämlich speiübel. Herr Doktor Husemann erkundigte sich, ob denn ein Ehemann das übernehmen könne, *Nein*, sagte Charlotte, *so etwas hatte ich noch nie. Es gibt aber einen grundsoliden Sohn im Haus.*

Tief in mir, irgendwo, steckt ein Satz fest, *Warum nimmst du mich nicht mit?*, aber ich kann ihn nicht sagen. *Ist das überhaupt rechtens, einen Praktikanten zwischen Weihnachten und Silvester arbeiten zu lassen?*, fragt Charlotte jetzt, *Das machst du selbst doch auch!*, sag ich zu ihr. Ich bin pampig, plötzlich furchtbar pampig, unsere Logik, unsere Tricks, die wir mein Leben lang angewandt haben, um nicht zugeben zu müssen, dass es seltsam ist, dass ich meinen Vater nie getroffen habe, gehen mir plötzlich so auf den Keks, auf den Glückskeks, denke ich wütend und knacke das Gebäckstück

auf, das die Kellnerin neben meinen Teller gelegt hat, ich bin so sauer, dass ich Charlotte ihren gelungenen, friedlichen Abend im *Lon Men* überhaupt nicht mehr gönne. Ich scheiße auf ihren Energiehaushalt und ihre psychische Stabilität. Aus meinem Glückskeks fällt der Zettel mit dem Spruch, *Beginnen Sie eine Karriere als Rapstar, die Sterne stehen günstig, beginnen Sie, wenn Ihre Mutter in Wien ist, weit weg, und ich falte diesen Zettel winzig klein, schiebe ihn in meine Tasche.*

Burschi

Der Tag ist garstig und grau, er hat einen schalen Atem und verheißt bis jetzt nichts Gutes. Die Menschen um mich

herum gucken, als würden sie ihrem Gegenüber am liebsten die Nase abbeißen. Gespräche knurren sie nur mehr. Die Festtagsbeleuchtung hängt auf halbmast, man hat sie noch nicht abgenommen, aber jemand muss daran gerissen haben, denn der Weihnachtsstern ist jetzt halbiert. Alles wirkt ganz derangiert, verkatert nach den Feiertagen. Und ich halte die Pappschachtel in den Armen wie ein Kind, das ich vor großer Kälte schützen muss. Stehe vor einem Marktstand mit Gemüse und kalt gefrorenem Obst und warte auf den Jungen, der die Kiste, die ich unter *Straßenmusikerequipment* angeboten habe, ohne Wenn und Aber kaufen möchte. Der hat mich nicht gefragt, woraus das Equipment besteht, was gut ist: Vielleicht hätte die Mischung ihn vergrault, sie ist nämlich ein großer Schmarrn. Ich verkaufe ihm ein Mikro ohne Batterie, ein buntes, steinhartes Sitzpolster aus Indien, einen braunen Filzhut vom Johann, eine Thermoskanne aus Blech, einen Fitnessriegel, einen Notenständer, ein kleines Packerl mit Lametta. *Um zwei Uhr nachmittags bin ich am Platz, ich bringe das Geld mit, topp*, das waren seine Worte, aber er kommt nicht und kommt nicht, und ohne ihn kommt

auch das Geld nicht. Langsam breitet sich in mir dieses träge, lauwarmer Gefühl aus, das überkommt mich immer, wenn ich versetzt werde, so eine schwere Müdigkeit, ein Seufzen.

Da bauscht ein Windstoß die Zeltplane über dem Marktstand. Er bringt eine Frau ins Taumeln und ihre Beine sind dünn, beinahe wie Stelzen, die tragen nicht gut. Und auch ich komme plötzlich ins Schlingern, aber das liegt nicht am Wind. Die Frau trägt ein Stirnband aus taubenblauem Strick und eine übergroße Skijacke mit einem leuchtend gelben Logo auf dem Rücken, so etwas hatten meine Schwester und ich als Kinder an, wenn wir auf Skiern den Hang hinabgerast sind. Ich starre die Frau immer weiter an; es ist fast so, als dürfte ich nichts an ihr verpassen. Kein Detail und keine Geste. Als wäre alles wichtig. Auf ihren Arm hat sie Gemüse geladen, knochigen, blassen Lauch, einen welken Salatkopf, Okraschoten, eine Melone, Dutzende von Winteräpfeln. Ich starre sie an und schaue zu, wie sie versucht, zusätzlich zu dem Gemüse noch einen Kaffeebecher zu balancieren und gleichzeitig den Gemüsehändler zu bezahlen, sie rupft Scheine aus der Jackentasche und steckt sie dann gleich wieder ein. Was macht sie da? Das Gesicht des Gemüsehändlers ragt oben aus dem dicken Strickschal hervor, es ist pflaumenrot vor Kälte. Er streckt die Hand aus, die kurzen Finger lugen blass aus den fingerlosen Handschuhen hervor, aber die Frau gibt ihm kein Geld. Und sie dreht sich nicht zu mir um, obwohl mein Blick in ihrem Nacken doch mittlerweile spürbar sein muss, wie eine warme Hand, die nach ihr greift.

Auf einmal entsteht ein kleiner Tumult, eine strudelartige Bewegung erfasst die Menschen, und so etwas passiert hier am Anita-Augspurg-Platz beinahe täglich. Es wird geklaut, Pärchen ziehen sich im Streit am Ohrläppchen, spucken sich an, Hausmänner prügeln sich um die duftenden, halb verdorbenen Gra-

tisbananen, die die Händler ab 18 Uhr kistenweise verschenken. Fliegende Händlerinnen fliehen vor der Bürgerwehr, und die haut sich dann die Bahn mit den Schlagstöcken frei, während die Touristen Spalier stehen, applaudieren und filmen, was das Zeug hält. Tumulte, Randalen, Krawalle, man weicht höchstens sportlich einer Faust aus, die ihr Ziel verfehlt hat. Ansonsten lässt man sich von seinem Pfad nicht abbringen. Aber der Tumult zieht seine Kreise um die Frau, und darum schaue ich hin. Ich schaue ganz genau hin.

Der Gemüsehändler mit dem roten Gesicht brüllt jetzt. Und die Frau in Skijacke schlägt den ersten Haken, sie rennt Schleifen um die einzelnen Auslagen, um die mit dem großen Mangoberg, um die mit dem Wald aus Basilikum und Koriander, sie läuft einen Slalom, wie die Barbara und ich ihn früher um die Skistöcke gefahren sind, die der Papa in den Schnee gerammt hat, damit wir es endlich, endlich lernen. Die Frau beginnt, mit Früchten nach dem Gemüsehändler zu werfen. Artischocken. Trauben. Und Zucchini. Und ich stehe da und zögere hin und her, was ich machen soll. Ich zerdenke jede Variante, bis ich sehe, dass jetzt auch der Gemüsehändler nach Geschossen greift. Er schleudert eine Tomate nach der Frau, die Hälfte einer Ananas, sie flucht und greift nach einer Melone, lässt sie dann zögernd wieder fallen. Und dann attackiert sie den Verkäufer mit kleineren Früchten, Pflaumen und Mandarinen, ein Geschoss nach dem anderen zerläuft an der Zeltwand des Marktstandes, an der zerfurchten Stirn des Verkäufers. Der Einkauf der Frau fällt auf den Asphalt, mit einem üppigen Platzen zerhaut es ihr alles. Und ich laufe hin. Ich knie mich neben sie und schaue ihr ins Gesicht. Und ich schaue ganz genau hin. Sie hat weiche Wangen, und an ihren Augenlidern kleben vertrocknete Reste von Wimperntusche. Ihre Augen sind zwei runde, glänzende Steine.

Warte, sage ich und klaube schnell ihre Äpfel auf, die einzelnen Salatblätter, auch wenn das eigentlich deppert ist. Sie nickt und flucht, wischt sich den Kaffee von der Skijacke, der perlt ab am Stoff. Ich sehe zum Gemüsehändler, der gerade zwei Gschafthubern von der Bürgerwehr ein Zeichen gibt, die sofort angestieft kommen und sich wichtige, allzeit bereite Blicke zuwerfen. Jetzt drücken sie die Rücken durch, sie streichen den Stoff ihrer violetten Uniformen glatt und marschieren auf die Frau zu. Die lacht die Bürgerwehler an, hellauf. Sie rudert mit den Armen, hebt die Hände, *Ist ja schon gut*, ruft sie, *ist ja schon gut, du meine Güte ...* Und das ist der Moment, in dem ich ihr restlos verfallende. Es ist ganz einfach. In der Ferne explodiert ein Knallkörper, und sie zuckt nicht einmal zusammen.

Der Bürgerwehler packt sie am Arm, dreht ihn um, dreht ihn ihr auf den Rücken, drückt sie zu Boden.

He, rufe ich, ist das denn wirklich, ehrlich nötig?, aber er sieht mich nicht einmal an, seine Kompetenzen darf ich nicht mehr infrage stellen; seit die Bürgerwehr den Segen der Regierung hat, müssen wir sie respektieren, ansonsten gibt es Pfefferspray in die Augen, das hab ich alles schon erlebt.

Der Mann fixiert den Arm auf ihrem Rücken, zieht sie nach oben, und sie schaut kurz zu mir, nur einen Zeigerschlag lang. Und ich weiß, dass da etwas passiert, da ist etwas in der Luft zwischen uns, was ich nicht einmal zu hoffen gewagt habe, aber jetzt ist es zu spät. Und ich stehe da und mache nichts. Und ich helfe ihr nicht. Die Frau wirkt erstaunt, empört – so, als wären die Taktiken der Bürgerwehr ihr noch neu. Wie kann es sein, dass sie sie noch nicht kennt? Ich stehe weiter da, und in meinem Hals drückt und wirbelt es jetzt, als müsste ich etwas sagen und kann aber nicht. Gleich springt es mir aus meinem Mund. Gleich ist sie weg. Die Männer werden sie in einen klei-

nen Büroraum unter Tage bringen, sie werden sie auf einen schmalen Hocker setzen, der niedriger ist als die der anderen, ein Hocker, der immer kippelt, bei jeder Silbe mehr. Sie werden ihr Angst machen, ihre Personalien aufnehmen und ihr ein Bußgeld abknöpfen, ein hohes.

Und ich sehe mich die nächsten Tage immer um dieselbe Uhrzeit hier auf diesem Platz herumlungern und die Zeit krankenhausreif schlagen und warten und schauen, ob sie nicht doch noch mal erscheint.

Die Vorstellung deprimiert mich bis ins Unermessliche. Es gäbe bessere Versionen. Ich sollte zu ihr gehen und sie ihr vorschlagen. Ich könnte sagen, *Ich warte auf dich*. Ich könnte sagen, *Mach dir keine Sorgen, die Kerle tun dir nichts, auf Leute, die mit Früchten werfen, sind die doch gar nicht eingestellt*.

Irgendwas. Meine Güte. Aber ich sage nichts. Die Bürgerwehrlere haben sie schon zu dem Aufzug gebracht, der direkt hinunter in ihr Büro fährt, so sagt man zumindest. Schau mich an, denke ich. Schau mich noch einmal an. Und dann dreht sie sich wirklich um, und wir starren uns in die Augen, maßlos neugierig oder auch einfach nur gierig oder furchtbar angetan, und vielleicht denkt ja auch sie, dass das hier ein Moment ist und eine Gelegenheit, die wir, so schade es auch ist, verstreichen lassen müssen.

Charlie

Charlotte sagt,

dass ich doch ruhig mal eine Gurke mit Salz essen soll, anstatt ein Bier zu trinken, dass das genauso viel Spaß macht und dass Bier ist wie Brot, nur ungesund. Aber es ist schwer, solche Ratschläge anzunehmen, wenn die Mutter nebenbei Cognac aus einem Kristallbecher trinkt und sich lautstark darüber ärgert, dass sie vorhin im Supermarkt nicht direkt zwei Flaschen davon mitgenommen hat. Außerdem hat Ante mir jetzt ein Bier angeboten, und wir trinken auf die Kunst und das Leben und nachträglich auf Weihnachten, obwohl es gerade erst Mittag ist. Ich sehe mich hier im Studio um, das sich gar nicht anmerken lässt, dass Heiligabend eben erst war, es sieht aus wie immer, der Stresspegel ist auch schon beinahe so hoch wie sonst, hinten in der Ecke sitzt Manuela vom Amt für Staatsmoral, sie trägt entspannt-elegante Freizeitkleidung, tippt und schlägt auf ihre Tasten und tut so, als wäre sie nicht da, um umso besser auf die Zwischentöne hören zu können, die nicht ganz vereinbar sind mit den Werten dieses Landes. Manuela ist jetzt zwei Wochen hier im Label, die Partei hat sie uns eingebrockt, nachdem jemand dem Staat einen Tipp gegeben hat, nur gut gemeint und nur, um auf Nummer sicher zu gehen, hat dieser Jemand den